

Stephanie Kate Strohm  
Sommer offline

## Das Buch

Als die sechzehnjährige Libby im Ferienlager das erste Mal Ashling, mit der sie sich ein Zimmer teilt, gegenübersteht, ahnt sie, dass es ein sehr langer Sommer werden wird: Ashling, die ihre gesamte Zimmerhälfte mit Tierplakaten verschönert hat, liebt Katzen ebenso inbrünstig, wie sie Libby vom ersten Augenblick an hasst. Und dies ist erst der Anfang der unangenehmen Überraschungen, die die geschichtsbegeisterte Libby in Maines ältestem History-Sommerferienlager erwarten: Der ihr zugeteilte Platz im Schrank ist natürlich viel zu klein für die diversen Kleider und Schuhe, die Libby aus New York mitgebracht hat, um für jeden Anlass gerüstet zu sein. Die gute Nachricht: Wie all die anderen muss Libby ohnehin die einheitliche Kostümierung tragen und sich um ihren individuellen Stil keine Sorgen mehr machen. Die Kommunikation mit der Außenwelt beschränkt sich auf ein Minimum, da Handys und andere Errungenschaften der Moderne selbstverständlich nicht erlaubt sind. Dafür gibt es (falsche) Geister auf dem Gelände, jede Menge verrückte Typen und zickige Mädchen – und einen Jungen, dem Libby schließlich ihr Herz schenkt ...

## Die Autorin

Stephanie Kate Strohm wuchs in Connecticut auf und war schon in ihrer Kindheit von allem fasziniert, was mit Geschichte zu tun hat. Nach dem Studium zog sie zunächst quer durchs Land und arbeitete als Schauspielerin beim Theater, ehe sie nach New York City zog, sesshaft wurde und mit dem Schreiben begann. »Sommer offline« ist ihr Romandebüt.

STEPHANIE KATE STROHM

# SOMMER *offline*

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Bettina Spangler



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel  
*Pilgrims don't wear Pink* bei Graphia, Houghton Mifflin Harcourt  
Publishing, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2012 by Stephanie Kate Strohm  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Christina Neiske  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-453-53423-0

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

Für Mom und Dad, die mich in jedes Museum mitgenommen haben, das ich mir ansehen wollte, und für Ali, die das alles mitgemacht und geduldig ertragen hat.



## Prolog

»Jetzt erklär mir doch bitte noch mal, warum du ausge-rechnet in dieses Pilgercamp willst.«

»Okay, pass auf. Erstens handelt es sich gar nicht um ein richtiges Camp. Es ist eher ein Praktikum in einer Art Freilichtmuseum für lebendige Geschichte.« Ich klemmte mir das Handy zwischen Schulter und Ohr, während ich mich mit einer Hand damit abmühte, den Reißverschluss meines Koffers zuzuziehen. Das haute eindeutig nicht hin. »Und zweitens, ach ver-dammt«, grummelte ich. Der Reißverschluss war hoffnungslos verklemmt. »Wie ich schon mindestens eine Million Mal gesagt habe, ich bin keine Pilgerin.« Ich hockte mich auf den Koffer und versuchte ihn auf diese Weise zuzukriegen. »Ich bin eine Frau aus der Kolonialzeit im Neuengland des achtzehnten Jahr-hunderts, und zwar in der Gegend, die heute als der Staat Maine bekannt ist. Das ist etwas vollkommen anderes. Das ist so, als würde man Pucci mit Gucci verwech-seln.«

»Uuuuffffzz!«

»Das war jetzt aber schon ein Rauschen in der Lei-

tung, Dev, und nicht etwa ein genervter Seufzer, oder?«, ermahnte ich ihn.

»Tut mir leid, Libbylein«, meinte er, »aber du weißt doch, dass mein Gehirn echt aussetzt, sobald du mal wieder daherredest wie die vom History Channel.«

»*Grmpf.*« Der verdammte Reißverschluss wollte sich immer noch nicht rühren. Bedeutete das, dass ich auf ein Paar Schuhe verzichten musste? Ich konnte doch schlecht ein Paar Schuhe rausnehmen! Ich hatte mich bei meinen beiden Schuhregalen sowieso schon auf das Mindeste beschränkt, was ein Mensch an Schuhen zum Überleben so brauchte. Ich hatte doch nur ein einziges Paar hochhackiger Schuhe eingepackt. Ein *einziges!*

»Das ergibt doch keinen Sinn«, fuhr Dev fort. »Lebendige Geschichte? Was soll das denn sein? Ist das nicht in sich schon ein Widerspruch, ein echtes Oxymoron? Ist Geschichte nicht immer irgendwie ... tot? Weil sie ja in der Vergangenheit liegt?«

»Dev, wie oft hab ich dir das alles jetzt schon erklärt?«

»Ich hab blöderweise nicht zugehört.«

Ich stieß einen frustrierten Seufzer aus. »Ein Museum für lebendige Geschichte zeigt die Rekonstruktion eines Dorfes aus einem anderen historischen Zeitalter, und die ganzen Museumsangestellten stecken in Kostümen und tun Dinge wie damals, üben ihr Handwerk oder sonst was aus ... Hast du noch nie was von der Plimoth Plantation gehört? Oder vom Old Sturbridge Village? Colonial Williamsburg?«

»Also so was wie Toontown in Disneyland, nur nicht so spaßig?«

»Ein bisschen ... Nein, warte! Das ist total spaßig!«

»Klingt aber komplett langweilig, wenn du mich fragst. Du hast da gerade was von *Handwerk* gesagt.«

»Nein, das macht echt Spaß da, ich schwör's! Ich meine, ehrlich, es ist *schon* irgendwie wie Disneyland«, sagte ich, als ich noch einmal darüber nachdachte. »Ich *lebe* ja nicht wirklich wie im achtzehnten Jahrhundert. Immerhin gibt es richtige Klos mit Spülung und einen Souvenirladen. Sieht alles nur aus wie im achtzehnten Jahrhundert. Ein modernisiertes, touristenfreundliches achtzehntes Jahrhundert mit zeitgemäßen sanitären Anlagen. Ich werde so was sein wie eine Disneyprinzessin des achtzehnten Jahrhunderts! Eine koloniale Cinderella!« Oh, ich konnte es mir jetzt wunderbar ausmalen. Ich trug den perfekten Lipgloss in der perfekten Farbe, die perfekte Ergänzung zu meinem total natürlichen Make-up-Look, der nach gar keinem Make-up aussah.

»Libby, Libby, Libbylein, hör mir doch mal zuuuuuu«, jammerte er. »Wir hätten diesen Sommer so unheimlich viel Spaß haben können. Echten Spaß. Nicht irgendwelchen erzieherischen Disneyland-Spaß. In New York. *New York!* Nicht in Clamhole Harbor.«

»Camden Harbor heißt der Ort.«

»Wie auch immer, ist ja egal.« Fast konnte ich sein gleichgültiges Schulterzucken durch den Hörer sehen.

»Camden Harbor ist echt nett! Ein total süßes Örtchen – bestimmt der schönste Teil von Maine überhaupt.

Außerdem wurde der Film *Karussell* da gedreht, musst du wissen.«

»Was haben sie da gedreht?«

»*Karussell*? Eine epische Liebesgeschichte über die Fabrikarbeiter und Schausteller in einem Fischerdorf in Neuengland in den 1870ern während der Industrialisierung.« Nichts finde ich toller, als wenn Romantik und Geschichte aufeinandertreffen. Das ist echt das Beste. »Kennst du denn nicht das Musical von Rodgers und Hammerstein?«

»Libby, nicht jeder Schwule ist automatisch ein wandelndes Lexikon zum amerikanischen Musical. Ist ja nicht so, als würde man uns schon bei der Geburt eine Promotasche mit Liza Minelli drauf überreichen, in der eine DVD-Box mit den gesammelten Werken von Rodgers und Hammerstein steckt.«

»Tja, dann sollten sie das besser mal tun. Wenn ich eine Liza-Minelli-Tasche bekommen würde, würde ich auch auf der Stelle schwul werden.«

»Ich verstehe bloß immer noch nicht, warum du dich nicht mit mir zusammen für das Ferienpraktikum bei der *Teen Mode* beworben hast!«

Jetzt ging das schon wieder los. Darüber hatten wir schon zigmal diskutiert. Dev hatte an einem Essaywettbewerb der *Teen Mode* teilgenommen und mit seinem Aufsatz »Voll von gestern: Polyester« ein Ferienpraktikum für Highschoolschüler gewonnen.

»Äh, Dev, ich hab rein zufällig *Der Teufel trägt Prada* gesehen. Auf gar keinen Fall würde ich freiwillig bei so

was mitmachen. Ich bin doch nicht lebensmüde. Und selbst wenn ich mich beworben hätte, hätte ich das ja eh nicht bekommen! Nicht jeder kann sich damit brüsten, der vermutlich einzige schwule Schüler indianischer Abstammung in ganz Minnesota zu sein. Was denkst du, wie viele blonde Heteromädchen sich für das Praktikum beworben haben? Für die bist du doch eine willkommene Abwechslung.«

»Libby, *Der Teufel trägt Prada* ist keine Dokumentation. Wie oft müssen wir das denn noch durchkauen?«

Ich ächzte genervt. Doch er ging nicht weiter darauf ein.

»Außerdem hättest du das Praktikum jederzeit kriegen können. Du hast doch fast so viel Stil wie ich, und das ist nicht einfach so dahingesagt, das kannst du mir glauben.«

Tatsächlich war es genau unsere Stilsicherheit gewesen, die uns zusammengebracht hatte. Wie Dev an jenem Tag vor drei Jahren im Englischunterricht an der St. Paul Academy meinte, als wir beide gerade dort angefangen hatten, waren wir »eine farbige Insel in einem endlosen Meer von Grau«. Offensichtlich hatten wir beide als Einzige nicht mitbekommen, dass man als Schüler der SPA im grauen North-Face-Fleece herumlief. Wer hätte auch ahnen sollen, dass der Besuch einer Privatschule den sicheren Tod durch Langeweile mit sich brachte, wenn man zu den modisch Interessierten gehörte. Das war kein bisschen so wie in *Gossip Girl*.

»Und im Übrigen«, so fügte er nach kurzem Nach-

denken hinzu, »hätte der *Teen Mode* ein Mädchen, das nicht dem *Size-Zero-Trend* entspricht, bestimmt zur Abwechslung auch mal gutgetan! Du hättest mit deiner Kleidergröße zu ihrem neuen Markenzeichen werden können.«

»Danke, Dev. Ist ja echt süß von dir.«

»Stell dir das nur vor, Libby«, flüsterte er verführerisch. »In diesem Moment könnten wir in Lanvin-Loafers und Prada-Pumps durch den Big Apple streifen.«

»Das klingt schon verlockend, Dev«, gab ich zu, »aber das ist dein großer Traum, nicht meiner. Denk mal drüber nach. Wovon träumt insgeheim jeder Mensch, der auf Geschichte steht? Genau, von einer Zeitmaschine. Das ist es, was ich mir im Grunde immer gewünscht habe. Und weil es so etwas wie eine Zeitmaschine nicht gibt, ist das eben die nächstbeste Lösung. Ein echtes Museum für lebendige Geschichte. Zugegeben, Prada ist ja schön und gut, aber ich darf dafür den Sommer über in zeitgenössischen Kostümen rumlaufen und im Korsett Butter stampfen!«

Genau genommen gehörte der Begriff *Korsett* eher ins neunzehnte Jahrhundert, aber wenn ich jetzt pedantisch gewesen wäre und das korrekte Wort *Schnürmieder* verwendet hätte, dann wäre Dev das schon wieder zu viel der geschichtlichen Information gewesen.

»Und das findest du toll?«, fragte er skeptisch.

»Ja, Dev.« Ich seufzte.

»Gott, du bist echt ein solcher Nerd, keinen Schim-

mer, weshalb ich mit dir überhaupt befreundet bin, echt.«

»Weil kein anderer Mensch dich so gern hat, dass er dir als Snack für den *Topmodel*-Marathon Keksblondinen bäckt.« Ich verlagerte das Handy ans andere Ohr.

»Stimmt. Aber mal im Ernst«, meinte Dev wieder, »würdest du echt Hermès gegen Reifröcke eintauschen?«

»Deine geschichtlichen Kenntnisse in Sachen Mode sind wirklich erschreckend. Der erste patentierte Reifrock tauchte erst im Jahr 1846 in den USA auf.«

»Irgendwie werd ich das Gefühl nicht los, dass es denen von der *Teen Mode* herzlich egal ist, ob ich weiß, was eine Steißrolle ist oder nicht.«

»Da hast du vermutlich recht«, musste ich ihm beipflichten. Nur dass er damit meinen Vorwurf erneut bestätigt hatte, denn Steißrollen waren schon zu Zeiten von Königin Elisabeth fast ausgestorben. Elisabeth die Erste, wohlgemerkt.

»Und was, wenn ich dich brauche?«, wollte er wissen. »Muss ich dir dann eine Brieftaube schicken?«

»Nein, natürlich nicht.« Ich gab ein missbilligendes Schnauben von mir. »Ist ja kein Lager für Zwangsarbeiter. Ich hab mein Handy die ganze Zeit bei mir. Versprochen. Da denkt doch keiner, dass wir *tatsächlich* im achtzehnten Jahrhundert sind. Das sind alles Historiker, keine Amische.«

»Bitte, Libby«, flehte er mich jetzt an. »Lass mich nicht im Stich! Ich pack den Sommer ohne dich nicht, auf gar keinen Fall!«

»Ach, komm schon, Dev. Du hast doch die ersten dreizehn Jahre deines Lebens auch ohne mich überstanden, bevor du auf die SPA gewechselt bist. Da wirst du es doch drei Monate lang aushalten. Und außerdem bist du dann in New York! Nicht zu Hause in St. Paul, sondern in der Glamourstadt New York! Hinterher kommst du mit all diesen Wahnsinnsgeschichten und tollen Klammotten zurück, und dann bist du bereit für das wildeste Schuljahr, das du je hattest. Das wird alles so fabelhaft, dass du gar nicht wissen wirst, wo du anfangen sollst. Also bitte, du angelst dir doch in kürzester Zeit Anne Hathaway als Ersatz für mich.«

»Also, noch mal ganz langsam, Libby. *Der Teufel trägt Prada* – keine Dokumentation. Anne Hathaway arbeitet nicht wirklich bei der *Mode*. Und schon gar nicht bei der *Teen Mode*, wo ich sein werde.«

»Du weißt doch, wie ich das meine.«

»Und wenn ich dich durch irgendjemanden ersetze«, unterbrach er mich, »dann ist es höchstens dieses superscharfe Unterhosenmodell für Gucci Pour Homme, dass das klar ist.«

»Dafür hast du mein vollstes Einverständnis. Huch!« Na bitte schön! Endlich hatte ich den dämlichen Koffer zugekriegt.

»Äh, was war das jetzt?«, fragte Dev nervös.

»Was denn?«

»Na, dieses seltsam grunzende Geräusch. Was treibst du denn da?«

»Ach, ich hatte nur eine kleine Auseinandersetzung

mit dem Reißverschluss an meinem Koffer, aber ich hab's geschafft.«

»Hmm. Lass mich raten: Deine Garderobe passt nicht so ganz in dieses zauberhafte rosa Kofferset?«

»Möglich«, gab ich zu.

»Siehst du?«, krächte er triumphierend. »Keine Chance, dass du das überlebst, Libby! Das geht einfach nicht! Pilger tragen nämlich kein Rosa!«

»Ich trag doch gar nicht so oft Rosa!«, schrie ich ins Telefon. »Und ich bin *keine* Pilgerin!«

Doch er hatte bereits aufgelegt.

# 1

»Das ist mein Schrank?«

»Nein, das ist *unser* Schrank. Das da ist deine Hälfte.«

Wie auch immer, die Sache war jedenfalls eine Tragödie. Denn der Schrank, der nicht mir allein gehörte, war ein klappriges altes Teil von Ikea, das ungleichmäßig in zwei Hälften unterteilt war. Die leere Hälfte war echt mini, und in der anderen, ebenso kleinen Hälfte lagen Cargo-Shorts, zwei T-Shirts und ein Polohemd, die, wie ich annahm, dem Mädchen gehörten, das im Moment missbilligend mein rosa Gepäck beäugte.

»Das ist aber ein großer Koffer. Was hast du denn da alles drin?« Sie verschränkte die Arme vor ihrem T-Shirt mit dem fröhlich herumtollenden Fischotter vorne drauf.

»Äh, na ja, Klamotten und Schuhe und ... so Zeug halt«, beendete ich den Satz, während ich den Reißverschluss des Koffers aufzog. Der explodierte sofort und spuckte drei Kleider und einen getupften Bikini aus, die sich über den Raum verteilten.

Meine neue Zimmergenossin – ein blässliches, dürres Mädchen mit mausbraunem Haar – schnaubte und verdrehte die Augen.

»Ich bin Libby«, stellte ich mich vor, während ich den Bikini von dem pastellfarbenen Überwurf klaubte, auf dem er gelandet war. Irgendwie hatten die es geschafft, hier drei Betten reinzuquetschen in dieses winzige Zimmerchen. Und nicht zu vergessen den »Schrank«.

»Ashling«, erwiderte sie, wobei sie immer noch mitten im Zimmer stand und mir zusah, wie ich auspackte.

»Was für ein hübscher Name«, sagte ich, einfach weil ich nett sein wollte, obwohl ich insgeheim dachte, dass der Name eher zu einem Gremlin gepasst hätte. Sie hasste mich aber eh schon, und das nur, weil ich meinen Koffer versehentlich als Abschussrampe für einen Bikini missbraucht hatte. Ashling drehte sich um und setzte sich schweigend auf die olivgrüne Bettdecke, von wo aus sie mich beobachtete. Nein, »beobachten« war noch viel zu nett ausgedrückt – sie bedachte mich mit einem unverhohlenen abschätzigen Blick. Ich packte weiter aus und stopfte so viele Kleiderbügel wie möglich in meinen winzigen Anteil an dem Schrank. Das Ganze war mehr als peinlich. Irgendwie kam mir das alles vor wie eine sonderbare Art von Performancekunst: *Mädchen, das seine Koffer auspackt, Teil eins*. Oder vielleicht ein psychologisches Experiment: *Die Auswirkungen des Beobachtetwerdens auf den Prozess des Kofferauspackens. Fallstudie: Weiblich, 17 Jahre*. Da waren jedoch noch ganz andere Augen, die mich viel nervöser werden ließen als die von Ashling, wenn ich ehrlich war.

»Ich, äh, mag deine Katzenposter«, sagte ich in einem erneuten Versuch, freundlich zu sein. Ich mochte sie

nämlich nicht im Geringsten. Sie waren in Wirklichkeit so was von potthässlich. Überall an der Wand hingen Fotos von Katzen, in Ashlings Drittel des Zimmers. Auf einem war ein winziges weißes Kätzchen zu sehen, das sich an einen Ast klammerte, und darunter stand: »Lass dich nicht hängen!« Auf einem weiteren, das zwei Kätzchen zeigte, die sich einen Milchshake teilten, stand »Freunde«. Und dann war da noch eine ganze Reihe von Katzen, die mich mit großen Augen aus diversen Blumentöpfen heraus anstarrten. Echt gruselig!

»Danke. Ich liebe Katzen.« Jep, ein erster Sieg! Sie sprach mit mir, und dieses Mal klang sie nur ein kleines bisschen feindselig. »Hast du eine Katze?«

»Tja, nein. Aber ich liebe Tiere, wirklich. Zu Hause in Minnesota haben wir zwei Hunde. Beides Beagle. Die sind echt süß. Sind so was wie ein Teil der Familie; meine Mom ist ganz verrückt nach ihnen. Sie belabert meinen Dad die ganze Zeit damit, dass er ihr helfen soll, sie für den Lustige-Hunde-Fotowettbewerb zu fotografieren und so, weil sie ihn dazu als Beleuchter für das Kunstlicht braucht, aber er hat irgendwie was dagegen, Hunde in Pullover zu stecken, deshalb ...«

Ich verstummte, als ich Ashlings Gesichtsausdruck sah. Offensichtlich hatte ich einen fatalen Fehler begangen, indem ich in der nie enden wollenden Hunde-oder-Katzen-Debatte die gegnerische Seite eingenommen hatte. Der Blick, den ich jetzt kassierte, war derart unterkühlt, dass ich das Gefühl hatte, als würden mir Eiszapfen aus den Ohren wachsen. Ashling nahm ein

Buch zur Hand und zog ein Lesezeichen heraus, auf dem – ohne Witz! – stand: »Katzen sind kleine Menschen in pelzigen Anzügen!«, und dann fing sie an zu lesen. Die Tür zu einem netten Gespräch war mir also wieder mal vor der Nase zugeknallt worden. Na schön. Wenigstens hatte ich es versucht. Ich fing an, einen kleinen Schuhturm unten im Schrank zu errichten.

»Wozu hast du denn so viele Schuhe?« Ashling sah mich mit hochgezogener Braue über ihr Buch hinweg an, offensichtlich eine Amisch-Romanze aus der Reihe *Hannah, das Amisch-Mädchen*. Ich ging davon aus, dass es darin hauptsächlich um unterdrückte Gefühle und bedeutungsvolle Blicke unter züchtigen Hauben hervor ging. Ashling allerdings machte es offensichtlich nicht wie die Amische und hielt sich zurück, denn ihr Schweigen war nicht von langer Dauer gewesen.

»Na ja, man braucht doch zu jedem Outfit das passende Paar Schuhe.« Ich balancierte ein Paar goldener Gladiatorensandalen auf cremeweißen Ballerinas aus.

»Ich hab *auch* ein Paar Schuhe zu jedem Outfit.«

»Ach, wirklich?« Für mich sah der Inhalt ihrer Schrankseite in der Hinsicht eigentlich recht mager aus.

»Ich weiß gar nicht, wozu du die alle brauchst. Zwei Paare reichen doch. Ein Paar Outdoor-Sandalen und ein Paar Turnschuhe. Die passen doch zu allem.«

Ich brachte es nicht fertig, darauf zu antworten. Sie hatte doch nicht ernsthaft gerade was von Outdoor-Sandalen gesagt? Ashling steckte die Nase wieder in ihr Buch. Vielleicht hatte Dev ja doch recht gehabt. Viel-

leicht packte ich das hier tatsächlich nicht. Wenn jeder hier in Camden dachte, Outdoor-Sandalen wären der ultimative Schuh für jede Gelegenheit, dann würde ich mir ein Kanu klauen und nach New York paddeln müssen. Irgendwann würde ich den Hudson doch erreichen, oder nicht?

»Hi.« Jemand kam ins Zimmer. Unsere dritte Zimmergenossin, wie ich annahm. »Ich bin Suze.« Das Mädchen schob ihre Brille den Nasenrücken hoch und hielt mir die Hand hin. »Forschungs- und Verwaltungspraktikantin.« Irgendwie erinnerte sie mich an eine Bibliothekarin, aber nicht unbedingt im negativen Sinn – eigentlich sah sie eher cool aus mit ihrer dicken Plastikbrille, ein bisschen wie Velma aus *Scooby-Doo*.

»Und ich bin Libby.« Ich griff nach ihrer Hand und lächelte. »Praktikantin für Erziehung und historische Darstellung.«

»*Ich* bin eine *richtige* Praktikantin für historische Darstellung«, mischte Ashling sich jetzt ein. Sie hatte ihr Katzenlesezeichen zurück ins Buch gesteckt und es zugeschlagen. »Beim Praktikum für Erziehung und historische Darstellung geht es doch im Grunde nur um das Babysitten für die Camp-Kinder. Das ist keine *echte* historische Rolle, so wie ich sie übernehmen werde«, meinte sie mit gerümpfter Nase.

»Ähm ... okay«, sagte ich.

»Ich zeig es dir.« Ashling bedeutete mir, zu ihr zu kommen. »Suze hat das schon gesehen, aber ich glaube, *du* kannst echt noch was lernen.«

Suze zog die Brauen hoch und nickte, so als hätte ich keine Ahnung, worauf ich mich da einließ. Was ja auch stimmte. Ashling zog einen riesigen Wälzer unter dem Bett hervor. Sie klopfte mit der Hand auf den Platz neben sich, und ich setzte mich. Auf dem Umschlag stand in schnörkeliger Schrift »Mein Skizzenbuch für historische Interpretationen«, und darunter war ein Schwarz-Weiß-Foto von Ashling mit gerunzelter Stirn und in Kleidung aus dem achtzehnten Jahrhundert zu sehen.

»Ich bin Susannah Fennyweather, die Tochter eines Walfängers und aufstrebende Suffragette«, erklärte sie.

»Suffragette? Bist du dafür nicht ungefähr hundertzwanzig Jahre zu früh dran?«, hakte ich nach. Der Ausdruck *Suffragette* wurde eigentlich erst um das Jahr 1906 herum geprägt.

»Ich bin nun mal eine Frau, die ihrer Zeit voraus ist.« Ohne Witz. Sie war ihrer Zeit sogar derart voraus, dass sie genauso gut auch ein Cyborg hätte sein können. Sie blätterte die Seite um. Es folgte eine endlose Reihe Fotos von Ashling, verkleidet als Susannah Fennyweather: in einem Garten, unter einem Baum, mit einem Sonnenschirm, am Wasser, auf einem Ball, im Schnee, auf einem Pferd, beim Teetrinken, beim Geschenkeaufmachen, mit einem Keks in der Hand ...

»Hast du den Rest des Hauses schon gesehen?«, fragte Suze und beendete damit die nicht enden wollende Parade von Susannah Fennyweathers. Zum Glück.

»Nur dieses winzige Zimmerchen hier.« Das eindeutig ein Vorzimmer von Satans Reich war.

»Ich weiß, ist schon ein bisschen eng hier drinnen.«  
Suze zuckte mit der Schulter. »Normalerweise ist das auch ein Zweierzimmer, aber aufgrund von Sparmaßnahmen mussten sie anscheinend ein Dreibettzimmer draus machen. Ich hoffe, es stört dich nicht, dass ich die Einbauregale über meinem Bett für mich beansprucht habe.«

Ich warf einen Blick darauf. Da war sogar noch weniger Platz als in meiner mickrigen Schrankhälfte. »Überhaupt kein Problem«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Libby hätte da all ihre wichtigen Sachen wie die vielen *Schuhe* sowieso nicht reingekriegt«, bemerkte Ashling schnippisch, wobei sie weiter ihre Susannah-Fennyweather-Porträts betrachtete.

»Soll ich dich ein bisschen rumführen?«, schlug Suze vor.

»Oh ja, bitte«, erwiderte ich dankbar.

Wir traten über die Türschwelle von den durchhängenden Dielenbrettern des einen Raums auf die eines anderen. Irgendwann mal musste das ein sehr schönes Haus gewesen sein. Jetzt aber hätte es ein paar Renovierungsarbeiten bitter nötig gehabt. Die Farbe blätterte von den gekalkten Holzschindeln, und der Boden war dermaßen uneben, dass man echt aufpassen musste, um nicht mit der Nase voraus auf ebendiesem zu landen.

»Weißt du, wann dieses Haus gebaut wurde, Suze?«, erkundigte ich mich. »Sieht irgendwie nach neoklassischem Baustil aus – 1830er?«

»Gutes Auge«, meinte sie anerkennend. »Es wurde

tatsächlich im Jahr 1833 errichtet, von Josiah Helms, einem reichen Kaufmann aus der Gegend, und wie du schon sagtest, ist es neoklassisch inspiriert.«

Neoklassik ist echt cool. Dev würde vermutlich anmerken, dass der Ausdruck *cool* in diesem Zusammenhang relativ unpassend ist, aber egal. Nachdem man im achtzehnten Jahrhundert einige archäologische Entdeckungen gemacht hatte, kam der Stil der alten Griechen plötzlich wieder in Mode – genau wie vor ein paar Jahren, als alle anfangen, Leggings zu tragen, und es dann hieß, die Achtziger seien zurück, kapiert? Diese ganzen Architekturarchäologen kamen damals aus Griechenland zurück und fingen an, Bauwerke in klassischer Tradition zu errichten, aber mit einem gewissen modernen Anstrich (deshalb neoklassisch, logisch, oder?), und schon bald waren alle total verrückt danach. In Amerika war vor allem Thomas Jefferson ein großer Förderer dieses Stils – deswegen sehen in Washington D.C. ja auch so viele Gebäude aus wie griechische Tempel. Da die Griechen rein zufällig auch die Erfinder der Demokratie waren, betrachteten die Amerikaner sich gern als die Wiedergeburt der alten Griechen, als die Staaten sich damals allmählich von England lösten, um zu einem eigenständigen, demokratischen Land zu werden. Der neoklassische Stil wurde zu einem Wahrzeichen dieser neuen Demokratie und zu einem Ausdruck des Nationalstolzes – eine einende Kraft für ein neues Land. Dieser Thomas Jefferson war schon echt kein Idiot. Außerdem war er ein richtig niedlicher Rotschopf.

Wir gelangten über einen schmalen Flur in ein Wohnzimmer. Dort stand eine riesige, durchgesessene Couch, aus der die Polsterung hervorquoll, darüber hinaus gab es noch ein schiefes Bücherregal und einen uralten Fernseher.

»Ob du es glaubst oder nicht, wir haben hier sogar Kabelfernsehen«, bemerkte Suze, wobei sie auf das Gerät deutete.

»Das ist echt kaum zu glauben.« Es sah eigentlich so aus, als wäre das Letzte, was dieser Fernseher gezeigt hatte, die Mondlandung gewesen.

Ich ging zu dem einzigen Deko-Objekt im ganzen Raum, um es mir anzusehen: ein Ölgemälde von einem uralten, regengepeitschten Seefahrer am Steuer eines Schoners. Er war angezogen wie der Typ auf der Fischstäbchenverpackung, zog aber ein grimmiges Gesicht wie Kapitän Ahab. Ich hatte noch nie ein Bild von jemandem gesehen, der einen derart angepissten Eindruck machte.

»Die sogenannte Bibliothek ist auch der Hammer«, meinte Suze.

Ich beugte mich nach unten, um mir das schiefe Regal unter Kapitän Ahab genauer anzusehen. Sieben verschiedene Geschichtsbücher über die Seefahrt, das Buch *Knotenschule: Praxis- und Übungsbuch zur hohen Kunst des Knotenlegens*, eine illustrierte Kinderbuchausgabe der gesammelten Werke von Robert Louis Stevenson, *Kochen macht Freude*, eine Handvoll Liebesromane, auf deren Cover verschiedene Fabios mit nackter Brust

zu sehen waren, das *Betty-Crocker-Keksbackbuch* und *Horton hört ein Hu!*

»Tja ... das wird dann wohl ein Sommer voller witziger Abende, an denen wir Knoten binden und Kekse backen?«

Suze schüttelte den Kopf. »Ich würde mich nicht zu sehr auf die Kekse freuen. Sieh dir erst mal die Küche an.«

Ich folgte ihr durch einen offenen Türrahmen und wich nur knapp einem herabhängenden Teil vom Türsturz aus. Die Küche war echt schmutzilig und schrecklich zugestellt mit der sonderbarsten Ansammlung von Küchengerätschaften, die ich je gesehen hatte. Es gab da eine Crêpepfanne, sechs Souffléförmchen und einen Apfelschäler, jedoch keine Löffel. Sonderbare Flaschen und nicht zu identifizierende Konserven füllten die Schränke und standen auf sämtlichen Ablagen und auf dem Herd herum. Ein paar Buchstabenmagneten verzierten den ehemals weißen Kühlschrank.

Die Küche war bereits in Beschlag genommen von einem Jungen, der an einem klobigen Holztisch saß, vor sich eine Tüte Radieschen und eine Schüssel Hummus. Langsam beschlich mich das Gefühl, ich musste hier irgendwo Jonathan Frakes, dem Typen von *X-Factor: Das Unfassbare*, über den Weg gelaufen sein, und jetzt befand ich mich mitten in einer der unerklärlichen Geschichten. Man möchte meinen, jeder weiß, was ein großer Mensch ist, aber ich wurde eines Besseren belehrt, als ich jetzt diesem fast zwei Meter großen, spindel-

dürren Teenager mit dem Mega-Afro gegenüberstand, der sich soeben aus einem Stuhl schälte.

»Ich bin Neil«, stellte er sich vor und hielt mir den längsten Arm hin, den ich je gesehen hatte. »Ich bin hier, um eine Doku über die letzten lebenden Leuchtturmwärter zu drehen. Und um ganz viel Kajak zu fahren.«

»Cool.« Ich lächelte, während ich seine Hand schüttelte.

»Neil wohnt oben, mit zwei Meeresbiologinnen zusammen«, erklärte Suze.

»Wofür bist du denn zuständig?«, fragte er.

»Ich bin Praktikantin für Erziehung und historische Darstellung.«

»Aber sie ist gar keine echte historische Darstellerin!«, brüllte Ashling vom Nebenzimmer aus.

»Die Wände haben Ohren«, flüsterte Suze mit ängstlicher Stimme und warf panikerfüllte Blicke in alle Richtungen.

»Sie ist nur in der Campverwaltung!«, brüllte Ashling abermals.

»Im Grunde stimmt das«, gab ich zähneknirschend zu. »Ich bin zuständig für das Camp der Mädchen von anno dazumal.«

»Verwaltung ist doch nicht schlecht.« Neil nickte, wobei sein Adamsapfel auf und ab hüpfte. »Aber was ist das Camp der Mädchen von anno dazumal?«

»Da lernen acht- bis zehnjährige Mädchen, wie man am offenen Feuer kocht, wie man strickt, Seifen her-

stellt, Kerzen macht, webt ... häusliche Künste eben. Sie tun im Grunde all das, was acht- bis zehnjährige Mädchen vor zwei Jahrhunderten so den lieben langen Tag getan haben«, erklärte ich.

»Und du weißt, wie das alles geht?«, fragte er und streckte die Hand nach hinten, dippte ein Radieschen in den Hummus und steckte es sich dann in den Mund, um mit einem lauten Knacken draufzubeißen.

»Ein bisschen was.« Ich zuckte mit der Achsel. »Den Rest bringen die mir schon bei, denke ich. Ich meine, die amerikanische Sozialgeschichte ist schließlich mein Lieblingsgebiet, insbesondere Frauenstudien, also weiß ich rein theoretisch alles darüber. Die Praxis ist ja dann hoffentlich nicht so viel schwerer.«

Suze grinste. »Ich muss mich gar nicht erst um irgendwelche praktischen Dinge kümmern. Deswegen bin ich Forschungsbibliothekarin. Ich werde mich den ganzen Tag mit maritimer Folklore beschäftigen, mehr als ein Mädchen sich erhoffen kann«, meinte sie in verträumtem Ton.

»Ein Radieschen, die Damen?« Neil polierte soeben noch eins.

»Ähm, nee danke«, lehnte ich höflich ab. »Ich sollte jetzt endlich fertig auspacken. War aber echt schön, dich kennenzulernen.« Abgesehen von den sonderbaren Essgewohnheiten schien er wirklich nett zu sein.

»Ganz meinerseits. Die Meeresbiologinnen sind gerade unterwegs, um irgendwelche Proben zu nehmen, aber du wirst sie sicher später noch treffen.«

»Gut.« Suze und ich nickten beide und verließen den Raum, damit Neil sich wieder voll auf seine Radieschen konzentrieren konnte.

»Wird irgendwie komisch, mit einem Jungen zusammenzuwohnen«, flüsterte Suze im Hinausgehen. »Der wird den ganzen Tag hier rumhängen.«

»Ach, ich weiß nicht, der ist doch sicher die meiste Zeit oben. Wird bestimmt gar nicht so schlimm«, überlegte ich.

»Ich bin seit Kindergarten tagen im selben Mädcheninternat«, gestand sie mir. »Ich glaub, ich hab noch nie so viel Zeit mit einem Jungen in unserem Alter verbracht wie gerade eben.«

»Ach du Scheiße«, platzte es aus mir heraus, ohne dass ich nachgedacht hätte. »Oh mein Gott.« Ich wurde rot. »Das hab ich nicht so gemeint! Tut mir leid, ich hab nicht überlegt; ist mir einfach so rausgerutscht ...«

»Schon gut.« Sie lachte. »Ungewöhnlich, ich weiß. Ich bin echt eine Seltenheit, so was wie das letzte Einhorn.«

»Ich mach mich auf den Weg zur Einführungsveranstaltung«, brüllte Ashling. »JETZT!«

»Reg dich mal wieder ab«, murmelte ich leise und wandte mich dann an Suze: »Wir sollten wohl besser mit ihr gehen, wie?«

Sie nickte.

»Ookay«, seufzte ich widerwillig. »Ich hol nur schnell meine Sonnenbrille.«

Ashling legte gerade eine Hüfttasche um, als ich in

unserem Zimmer eine riesige weiße Sonnenbrille aus meiner Tasche zog, die ich auf dem Bett hatte liegen lassen.

»Die willst du tragen?«, fragte Ashling ungläubig.

»Äh ... ja, warum?« Eigentlich hatte ich gar nicht beabsichtigt, es wie eine Frage klingen zu lassen, doch es kam unwillkürlich so raus. Für meinen ersten Tag hatte ich eigens ein vom Marinelook inspiriertes Outfit gewählt – ich trug ein hinreißendes trägerloses Seersucker-Top mit Button-down-Kragen, dazu Leinenshorts mit Umschlägen, gestreifte Canvas-Ballerinas und als absolute Krönung ein silbernes Kettchen mit einem Anker dran.

»Oh Mann.« Ashling schnaubte. Offensichtlich hatte ich in ihren professionellen Augen einen kleidungstechnischen Fauxpas begangen. Ich fragte mich beiläufig, ob sie mich wohl höchstpersönlich mit der silbernen Halskette erwürgt hätte, wenn ich bei meinem ursprünglichen Vorhaben geblieben wäre und Espadrilles angezogen hätte. Ashling stürmte aus dem Zimmer, und Suze und ich folgten ihr auf dem Fuße.

Die Haustür flog zu und wackelte einen kurzen Moment gefährlich in den Angeln, doch irgendwie blieb sie doch im Rahmen hängen, wenn auch allem Anschein nach nur durch reine Willenskraft. Es war ein wunderschöner Tag, und die Hitze traf mich wie eine solide Mauer, als ich in den Sonnenschein hinaustrat.

»Ganz schön schwül hier, nicht?« Rasch verwandelte sich mein lockiges Haar in einen ausgewachsenen

Krauskopf von afrotauglichen Ausmaßen. Ich versuchte es zu bändigen, indem ich daran herumtatschte, doch das spornte es nur noch mehr an in seinen Bemühungen, sich der Schwerkraft zu widersetzen.

»Du siehst aus wie ein Löwe.«

»Danke, Ashling.«

Dass Ashling an meinem Haar herummäkelte, war in etwa so, als würde ein Pornostarlet mir was zum Thema »vohelicher Sex« predigen. Suze schüttelte ihren Kurzhaarschopf und warnte mich damit, mich bloß auf keinen Streit einzulassen. Wir trotteten weiter den Bürgersteig entlang.

»Zum Museum geht es hier lang, in die Richtung, in die wir gehen, und zum Strand und in die Stadt geht es in die andere«, spielte Ashling den gelangweilten Touristenführer. »Man geht aus dem Haus, läuft ungefähr fünf Minuten entweder nach links oder nach rechts, und schon ist man am Ziel. *Jeder*« – und damit sah sie mich an – »sollte sich das merken können.«

»Mhm.« Ich nickte. Was war hier denn bitte schön bloß los? Ich war noch nie einem Menschen begegnet, der mich gleich auf den ersten Blick so gehasst hatte! Ich meine, ich will ja nicht eingebildet klingen oder so, aber normalerweise mochten die Leute mich! In meinem Zeugnis damals in der Eunice-Norton-Grundschule stand immer: »Spielt nett und freundlich mit anderen Kindern.« Ich war eigentlich stets der Meinung, dass ich ein Mädchen bin, das zwischenmenschlichen Konflikten aus dem Weg geht. Aber irgendwie sah mir das

ganz so aus, als würde sich hier ein zwischenmenschlicher Konflikt der Kategorie Batman gegen Joker zusammenbrauen.

Zum Glück dauerte der Marsch wirklich nur fünf Minuten – wenn auch fünf mühselige, schweigsame Minuten. Wir waren bei dem großen, weißen Bauernhaus angekommen, das als Verwaltungszentrum von Camden Harbor diente, dem maritimen Museum von Maine. Direkt neben dem Museum für lebendige Geschichte gelegen, waren darin sämtliche Angestelltenbüros untergebracht. Ich war erst heute Morgen hier gewesen, um den Schlüssel zu meiner nicht gerade herrschaftlichen Unterkunft abzuholen.

Ashling stieß die Tür auf und marschierte direkt auf die Rezeption zu. »Wir sind die Praktikantinnen«, verkündete sie stolz.

»Wie schön, meine Liebe.« Die Rezeptionistin, eine rundliche, matronenhafte Gestalt, lächelte uns freundlich zu. »Geht doch gleich den Flur hier runter und wartet im Eichenzimmer – das ist die letzte Tür zu eurer Linken. Maddie wird in einer Minute bei euch sein. Wir haben nur noch mit einem kleinen Problem zu kämpfen.«

Es musste doch ein größeres Problem sein – denn aus einem der endlos vielen Zimmer entlang des Flurs drang unverständliches Geschrei zu uns. Das Eichenzimmer sah aus wie der Rest auch – dunkles Holz, weinroter Teppich, schwere, blumige Gardinen, vollgestopfte Bücherregale und strenge Neuengländer aus dem 19. Jahr-



Stephanie Kate Strohm

**Sommer offline**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-53423-0

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Früher war's echt auch nicht besser!

Libby als geschichtsbegeistert zu bezeichnen wäre eine Untertreibung: Die 16-Jährige hat schon immer davon geträumt, in einer vergangenen Zeit zu leben, in der die Frauen umwerfende Kleider trugen und sich von Gentlemen formvollendet umwerben ließen. Als sie die Chance erhält, die Ferien in Maines ältestem History Camp zu verbringen, ahnt Libby freilich nicht, dass man dort weder das Handy noch Schminkutensilien benutzen darf. Und das ist noch die harmloseste Überraschung, die sie erwartet. Ein unvergesslicher Sommer bricht an, in dessen Verlauf Libby eine Menge über Jungs, vermeintliche Geister und darüber lernt, dass Jane Austen wahrscheinlich auch überschätzt wird ...